

## **Das Jüdische Gemeindezentrum in der Fasanenstraße 79/80 in Berlin-Charlottenburg**



Das Jüdische Gemeindezentrum von der S-Bahn aus gesehen.  
Foto: Ingolf Herbarth, 2007

Das Jüdische Gemeindezentrum in der Fasanenstraße 79/80 in Berlin-Charlottenburg befindet sich auf einem Grundstück, das zuvor mit einer Synagoge bebaut war. Diese Synagoge wurde von 1910 bis 1912 nach Plänen von Ehrenfried Hessel durch den Gemeindebaumeister Johann Höniger errichtet. Hessel entwarf eine Synagoge, die 2.000 Gottesdienstbesuchern Platz bieten sollte, als einen im Grundriß längsrechteckigen Eisenbetonbau, der von drei Kuppeln bedeckt wurde. An der Nordseite des dreischiffigen Synagogenbau schlossen sich Seitengebäude an, die sich um einen Hof gruppierten. In diesen Seitengebäuden waren neben dem Trausaal, die Wochentagssynagoge, die Religionsschule, Büros und Dienstwohnungen untergebracht.

Die Synagoge in der Fasanenstraße war das zweite jüdische Gotteshaus in Berlin – nach der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße –, das nicht auf einem Hinterhof lag, sondern von der Straße sichtbar war. Über eine große Freitreppe gelangte man in den Vorbau, der im basilikalen Querschnitt ausgebildet war. Dem Hauptportal war eine kleinere Portalarchitektur eingestellt.<sup>1</sup>

Auch diese Synagoge wurde am 9. November 1938 geschändet und zerstört. Schwere Bombenangriffe auf Charlottenburg im November 1943 taten ihr übriges.

Anfang der 1950er Jahre begannen Aufräum- und Säuberungsarbeiten, die damit endeten, daß die Ruine abgesperrt wurde.<sup>2</sup> Auf diverse Anfragen, ob die Ruine abgerissen oder

<sup>1</sup> Harold Hammer-Schenk, Synagogen, in: Berlin und seine Bauten, Sakralbauten, Berlin 1997, S. 296ff.

<sup>2</sup> Schreiben des Bau- und Wohnungswesens, Abt. Aufbau/Entrümmung an die Jüd. Gem. Berlin vom 16.3.51, LAB B Rep. 207-01, Nr. 300 nicht foliiert.

wiederaufgebaut werden sollte,<sup>3</sup> teilte die Jüdische Gemeinde Berlin noch im Jahr 1956 mit, daß ein Wiederaufbau der Synagoge nicht beabsichtigt sei.<sup>4</sup>

Im selben Jahr gab es Überlegungen im Gemeindevorstand unter Vorsitz von Heinz Galinski (unter seiner Leitung erfolgte der Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde in Berlin), daß die Errichtung eines „jüdische[n] Lebenszentrum[s] in Form eines zentralen Bauwerks“<sup>5</sup> anzustreben sei. Ein derartiges Bauwerk war als Zentrum zur Bewahrung jüdischer Tradition, Bildung und Geselligkeit im Westen der Stadt und als Ort der Kommunikation mit der nichtjüdischen Umwelt gedacht.<sup>6</sup>

In Gesprächen zwischen Vertretern der jüdischen Gemeinde und den Regierenden Bürgermeister Otto Suhr, Willy Brandt und dem Bundespräsidenten Theodor Heuss wurde die Errichtung eines solchen Jüdischen Gemeindezentrums beschlossen. Dieses Zentrum sollte auf dem Grundstück der Synagoge Fasanenstraße 79/80 errichtet werden. Es wurde auf Initiative der Jüdischen Gemeinde beschlossen, daß die Ruine der Synagoge einem Neubau weichen sollte. Diese Überlegungen hatten mehrere Gründe: Zum einen war die Mitgliederzahl der jüdischen Gemeinde außerordentlich gering. Auch wenn Berlin zu diesem Zeitpunkt die größte jüdische Gemeinde Deutschlands war, betrug die Mitgliederzahl nur 5.000.<sup>7</sup> (Im Vergleich dazu: Im Jahr 1910 lebten allein in Charlottenburg 23.000 Juden.) Auch gab es umliegend Betsäle und die Synagoge in der Pestalozzistraße in Charlottenburg.<sup>8</sup> Zum anderen waren keine finanziellen Mittel für einen Wiederaufbau vorhanden. Letztendlich galt auch der Zustand des Gebäudes als nicht wiederaufbaubar.<sup>9</sup>

Am 9. November 1956 fand eine Besprechung zwischen der Stadt Berlin und der jüdischen Gemeinde über den Neubau eines Jüdischen Kulturhauses statt. So sollte das Gebäude einen großen und einen kleinen Saal, Klassen- und Klubräume und eine Freihandbücherei und einen kleinen Ausschank beherbergen.<sup>10</sup> Den Entwurf sollte ein der jüdischen Gemeinde bekannter Architekt planen.<sup>11</sup> Die Entscheidung auf einen Wettbewerb zu verzichten, wurde mit einem möglichen Zeitverlust in der Planung begründet. Dennoch beschloß man im April des Jahres 1957, daß „jetzt ein beschränkter Architektenwettbewerb unter 8 freischaffenden Architekten, einer Arbeitsgemeinschaft von Regierungsbaureferendaren und eines Architekten-Teams, Bochum, durchgeführt werden“<sup>12</sup> sollte.

In der Senatssitzung vom 27. August 1957 verpflichtete sich der Senat der Stadt Berlin, sowohl die Kosten für den Abriß als auch die Kosten für die Errichtung des Neubaus zu tragen. Nach der Fertigstellung des Gemeindehauses sollte der Bau mitsamt dem Grundstück in das Eigentum der Jüdischen Gemeinde übergehen.<sup>13</sup>

---

<sup>3</sup> Schreiben des Gesundheitsamtes an die Baupolizei Charlottenburg vom 14. Januar 1954. LAB B Rep. 207, Nr. 143, Blatt 206.

<sup>4</sup> Antwortschreiben der Jüdischen Gemeinde an das Verkehrsamt Berlin vom 22. März 1956, CJA, 5 A1, 1242/1, Blatt 1f.

<sup>5</sup> H.G. Sellenthin, Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80 (1959), S. 124.

<sup>6</sup> H.G. Sellenthin, Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80 (1959), S. 124.

<sup>7</sup> Aus der Urkunde der jüdischen Gemeinde für den Grundstein. H.G. Sellenthin, Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80 (1959), S. 126.

<sup>8</sup> Harold Hammer-Schenk, Synagogen, in: Berlin und seine Bauten, Sakralbauten, Berlin 1997, S. 296, 309.

<sup>9</sup> Mitteilung von Frau Ruth Galinski am Telefon am 20. Juni 2007.

<sup>10</sup> Niederschrift über die Besprechung am 9. November 1956 zwischen dem Senat und der Jüdischen Gemeinde. LAB B Rep. 002, Nr. 9788, Blatt 9.

<sup>11</sup> H.G. Sellenthin, Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80 (1959), S. 125.

<sup>12</sup> LAB B Rep. 002, Nr. 9788, Blatt 26.

<sup>13</sup> LAB B Rep. 002, Nr. 9788, Blatt 20; LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 364; H.G. Sellenthin, Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80 (1959), S. 125.

Am 5. Oktober 1957 erfolgte die Ausschreibung eines beschränkten Wettbewerbs für „den Neubau eines Gemeindehauses der Jüdischen Gemeinde zu Berlin in Berlin-Charlottenburg, Fasanenstr. 79-80“<sup>14</sup>. Zu diesem Wettbewerb waren zehn Architekten (davon sieben aus Berlin, einer aus Israel, einer aus Frankfurt/M., einer Bochum) eingeladen.<sup>15</sup>

Die jüdische Gemeinde wünschte, daß die Straßenfront der Synagoge in den Neubau einzubeziehen sei. Doch mußte dieser Gedanke verworfen werden, weil durch die Stadt Berlin eine Verbreiterung der Fasanenstraße angestrebt wurde.<sup>16</sup> Diese wurde allerdings bis heute nicht umgesetzt. Daher sollten nur einzelne Elemente der Fassade, wie das Portal und die „übereinandergestellten Halbsäulenvorlagen“<sup>17</sup> der Synagoge in den Neubau integriert werden. Desweiteren wünschte die jüdische Gemeinde, daß das „Drei-Kuppel-Motiv“ der Synagoge auch im Neubau in Erscheinung treten sollte. Der große Saal sollte mit einem Toraschrein ausgestattet werden, da hier beabsichtigt war – wenn auch nur an den hohen jüdischen Feiertagen – Gottesdienste zu feiern.<sup>18</sup>

Noch vor der Entscheidung des Wettbewerbs fand am 10. November 1957 die symbolische Grundsteinlegung statt.<sup>19</sup> Die Ruine der alten Synagoge wurde von November 1957 bis Mai 1958 abgerissen.<sup>20</sup> Die Abgabe der Wettbewerbsarbeiten erfolgte am 15. Januar 1958.<sup>21</sup>

Am 5. Februar 1958 wurde durch das Preisgericht über die Wettbewerbsbeiträge entschieden.<sup>22</sup> Heinz Galinski und ein anderes Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde waren Sachpreisrichter in der Jury.<sup>23</sup>

Der Siegerentwurf des Bochumer Architektenbüros Dieter Knoblauch & Heinz Heise erhielt folgende Beurteilung: „Der Entwurf zeigt eine übersichtliche und klare Gruppierung unter Hervorhebung des Hauptbaukörpers. Der spezifische innere Gehalt der Aufgabe ist in diesem Entwurf besonders gut verkörpert. Die Architektur klingt in dem dreifachen Kuppelmotiv über dem großen Saal in zurückhaltender Weise an das ehemalige Synagogenbauwerk an. Die architektonischen Erinnerungsstücke sind zu feierlicher Wirkung gebracht, wobei das alte Hauptportal wirklich durchschritten wird. Der große und der kleine Saal sind geschickt zueinander geordnet. Zu bemängeln ist die Verschattung einiger Klubräume durch das überhängende Saalgeschoß, wenn auch berücksichtigt werden muß, daß die Klubräume vorwiegend abends genutzt werden.“<sup>24</sup>

Die Entwurfsverfasser selbst erläuterten ihren Entwurf so, daß der große Saal klar hervorgehoben und sichtbar gemacht werden sollte.<sup>25</sup> Auch sollte das Gebäude als ein jüdisch genutztes Bauwerk erkennbar sein, so ist die Rückseite des großen Saals durch ein Raster von Davidsternen gekennzeichnet. Die beiden aus der Synagoge ausgebauten durch Halbsäulen-Paare gegliederten Fassadenteile wurden rückseitig zusammengestellt und bilden somit „eine Mahnsäule“. Die drei flachen Stahlbetonkuppeln dienen der Belichtung des Hauptsaaals und sind zugleich „eine Übersetzung der 3 zerstörten Kuppeln der alten Synagoge“.<sup>26</sup>

---

<sup>14</sup> LAB B Rep. 002, Nr. 9788, Blatt 45ff; Bedingungen zum engeren Bauwettbewerb, in: LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 378-382.

<sup>15</sup> Bedingungen zum engeren Bauwettbewerb, in: LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 378-382; LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 54.

<sup>16</sup> Bedingungen zum engeren Bauwettbewerb, in: LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 378-382.

<sup>17</sup> Harold Hammer-Schenk, Die Architektur der Synagoge von 1780 bis 1933, in: Schwarz, Die Architektur der Synagoge, Frankfurt/M. 1988, S. 266.

<sup>18</sup> Bedingungen zum engeren Bauwettbewerb, in: LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 378-382; LAB B Rep. 002, Nr. 9788, Blatt 45ff; LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 370-372.

<sup>19</sup> LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 54.

<sup>20</sup> LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 54; LAB B Rep. 207, Nr. 143, Blatt 286f.

<sup>21</sup> LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 54.

<sup>22</sup> LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 7.

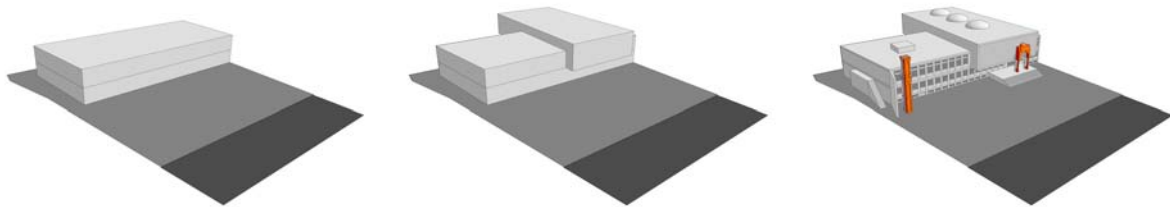
<sup>23</sup> Bedingungen zum engeren Bauwettbewerb, in: LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 378-382.

<sup>24</sup> LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 365.

<sup>25</sup> LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 375.

<sup>26</sup> LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 375.

Knoblauch & Heise erklärten zudem, daß sie sich zuvor eingehend mit ähnlichen Bauten des jüdischen Lebens, sowie Synagogen aus Vergangenheit und Gegenwart beschäftigt haben. Das Büro war zur gleichen Zeit mit dem Entwurf und der Ausführung der Neuen Synagoge in Essen beschäftigt.<sup>27</sup>



architektonisches Prinzip des Gebäudes  
Zeichnungen: Ingolf Herbarth

Das von 1958 bis 1959 fertiggestellte Jüdische Gemeindezentrum konnte am 27. September 1959 der jüdischen Gemeinde übergeben werden. Das Gebäude gliedert sich in zwei Kuben, die sich ineinander verschränken.<sup>28</sup> Auf dem parallel zur Straße liegenden zweigeschossigen langgestreckten Baukörper befindet sich quer dazu ein zweiter Baukörper, der über den ersten hinausragt. So entsteht eine Betonung des Eingangs, die durch die breite Freitreppe und das vor dem Eingang gestellte Portal der Synagoge akzentuiert wird.

In dem aufgesetzten Kubus befindet sich der große Veranstaltungssaal, der 700 Besuchern Platz bietet. Er dient für eine Vielzahl von Veranstaltungen und war nicht für wöchentliche Gottesdienste konzipiert. Um dennoch – wie geplant – an den hohen jüdischen Feiertagen Gottesdienste feiern zu können, wurde an der Ostwand des Saals ein Toraschrein eingebaut.<sup>29</sup> Dieser ist zum Saal hin in einer dreieckigen Form gestaltet. Nach außen zeichnet sich die Nische als Erker ab. Eine ähnliche dreieckige Gestaltung, die an das Stiftszelt erinnern soll, ist auch in der Synagoge in Essen zu finden. Vor dem Toraschrein befindet sich eine Estrade, die auch als Bühne genutzt werden kann.



Blick zum Toraschrein im großen Veranstaltungssaal  
Foto: Ingolf Herbarth, 2007

Die Fassaden beider, aus Stahlbeton errichteten, Baukörper unterscheiden sich deutlich, während der untere Baukörper, der Klassenräume und Büros beherbergt, durchfenstert ist, zeigt sich der zweite Kubus fensterlos.<sup>30</sup>

Im Jahr des zehnjährigen Bestehens des Jüdischen Gemeindezentrums schreibt Heinz Galinski, daß das Haus zu einem anerkannten Mittelpunkt jüdischen Lebens geworden ist. So

<sup>27</sup> Harold Hammer-Schenk, Synagogen, in: Berlin und seine Bauten, Sakralbauten, Berlin 1997, S. 309.

<sup>28</sup> LAB B Rep. 009, Nr. 0024, Blatt 56; LAB B Rep. 002, Nr. 9788, Blatt 123; Harold Hammer-Schenk, Synagogen, in: Berlin und seine Bauten, Sakralbauten, Berlin 1997, S. 309.

<sup>29</sup> Mitteilung von Frau Ruth Galinski am Telefon am 20. Juni 2007.

<sup>30</sup> Harold Hammer-Schenk, Synagogen, in: Berlin und seine Bauten, Sakralbauten, Berlin 1997, S. 309.

fanden und finden hier zahlreiche kulturelle und politische Veranstaltungen statt. Auch gewann die Jüdische Volkshochschule immer mehr Hörer.<sup>31</sup>

Durch die stetig wachsenden Besucherzahlen und die starke Nutzung des Gebäudes wurde es mehrmals notwendig das Gebäude baulich zu verändern. Allerdings war keine dieser baulichen Veränderungen so groß, daß das Erscheinungsbild des Gebäudes grundlegend verändert wurde. Neben mehreren kleineren Umbaumaßnahmen im Vestibül, ist die größte bauliche Veränderung die Bibliothekserweiterung aus dem Jahr 2002. Dabei wurde der Garten auf der Rück- bzw. Ostseite des Grundstücks, der von dem großen Saal überdeckt war, zugunsten der Bibliothek, die sich zuvor im Untergeschoß befand, aufgegeben.

Bemerkenswert an diesem Gebäude ist letztendlich der Umgang zwischen „Vorgänger-“ und „Nachfolgerbau“. Auch wenn der Wunsch der Jüdischen Gemeinde, daß die gesamte Eingangsfassade erhalten bleiben sollte, aus bereits dargestellten stadtplanerischen Gründen nicht erfüllt werden konnte, so sind hier dennoch ganz bewusst Teile der Synagoge in die Architektur des Gemeindehauses einbezogen worden.

Zwar sind diese Spolien nicht unmittelbar in das Gebäude integriert, doch stehen sie deutlich im Kontext der neuen Architektur. Das alte Portal, wenn auch nur davorgestellt und nicht konstruktiv mit dem Gemeindezentrum verbunden, muß tatsächlich beim Betreten des Hauses durchschritten werden. Die Gebäudeerschließung wurde sowohl bei der Synagoge als auch beim Jüdischen Gemeindezentrum über eine Freitreppe gelöst, so daß das heutige Eingangsniveau in etwa dem des Vorgängerbaus entspricht.

Die „Mahnsäule“ (bestehend aus den rückseitig aneinander gestellten Halbsäulen-Paaren der Synagoge) steht markant vor der Eingangsfassade an der Nordwest-Gebäudeecke. Sie ist so plaziert, daß sie von der Straße aus gesehen werden kann. Durch eine trennende Außenwand, die allein die Aufgabe des Sichtschutzes übernimmt, wird der Ort für dieses Objekt gebildet.

Wie bereits erwähnt ist das „Dreikuppel-Motiv“ des Hauptraums eine Reminiszenz an den Vorgängerbau. Schließlich scheint es ebenfalls eine bewusste Entwurfsüberlegung der Architekten gewesen zu sein, daß der große Saal des Gemeindezentrums sich ebenfalls auf der Südseite des Grundstücks befindet, wo zuvor auch der Hauptraum der Synagoge lag.

In unmittelbarer Nähe zum Jüdischen Gemeindezentrum steht auf dem Breitscheidplatz die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Die im II. Weltkrieg zerstörte Kirche wurde von 1891 bis 1895 nach Plänen des Architekten Franz Schwechten errichtet. Die Planungen zum Neubau dieser Kirche begannen im Jahr 1947 und endeten mit der Fertigstellung im Jahr 1963.<sup>32</sup> Auch hier sind im Entwurf des Architekten Egon Eiermann – wenngleich nicht von Beginn der Planungen so konzipiert – Alt und Neu zu einer architektonischen Einheit kombiniert. Das Symbol, das die Ruine der Gedächtnis-Kirche für Westberlin geworden war, ergänzte der Architekt um die neuen nun eigentlichen Kirchräume.



Alte Eingangsarchitektur vor neuem Eingang  
Foto: Ingolf Herbarth, 2007

<sup>31</sup> Heinz Galinski im Vorwort von „Jüdische Gemeinde zu Berlin, Ausstellung, Zehn Jahre Jüdisches Gemeindehaus“ (Berlin 1969).

<sup>32</sup> Kerstin Englert, Kirchen nach 1945, in: Berlin und seine Bauten, Sakralbauten, Berlin 1997, S. 236.



Im Ostteil der Stadt gibt es ebenso ein prominentes Gebäude, in welchem alte und neue Bausubstanz deutlich zusammengefügt sind. So wurde im von 1962 bis 1964 errichteten Staatsratsgebäude der DDR ein Portal des Berliner Stadtschlusses integriert. Grund hierfür war, daß vom Balkon über diesem Portal Karl Liebknecht im Jahr 1918 die freie sozialistische Republik ausgerufen hatte. Auch wenn der Zusammenhang zwischen Berliner Stadtschloß und Staatsratsgebäude eher merkwürdig anmuten mag, so muß doch bedacht werden, daß es sich bei beiden um Repräsentationsbauten handelt. Außerdem kann das verwendete Schloßportal als „Beutestück“ des überwundenen Systems gelesen werden; also als Spolie nach dem eigentlichen Wortsinn.<sup>33</sup>



Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche  
Foto: Ingolf Herbarth, 2007



Staatsratsgebäude der DDR  
Foto: Ingolf Herbarth, 2007

Sowohl im Jüdischen Gemeindezentrum als auch in den hier aufgezählten weiteren Beispielen hängt die Verwendung der alten Bausubstanz in dem jeweils neuen Bauwerk unmittelbar mit dem ihr anhaftenden Symbol- und Erinnerungswert zusammen. Auch wenn die Bauteile sich, abgesehen von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, nicht genau an dem Ort befinden, wo sie sich zuvor befanden, so sind sie doch immer ein deutlicher Hinweis auf ein Vorgängergebäude, das mit dem Neubau in einem Zusammenhang steht.

So wird Geschichte weitergeschrieben, ohne deren ursprüngliche Quellen und darauf folgende Ereignisse zu negieren. Die bewusste Verwendung der alten Bauteile beim Jüdischen Gemeindezentrum zeigt diese Symbolwirkung deutlich. So lautet der Text der Urkunde, die in den Grundstein im Jahr 1957 gelegt wurde: „Die Vergangenheit lebt fort. Die Schmerzen und Nöte sind sinnbildlich eingeflochten in diesen Neubau.“<sup>34</sup> Diese Spolien sind als Mahnmal für die Zerstörung der Jüdischen Gemeinden, aber auch als deutliches Zeichen für einen bewussten Neubeginn eingesetzt worden.

Ingolf Herbarth (2007)

<sup>33</sup> Biagia Bongiorno, Spolien im 20. Jahrhundert, Das Jüdische Gemeindehaus in Berlin, in: Das Münster 1/2007, S. 55.

<sup>34</sup> H.G. Sellenthin, Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80 (1959), S. 125.

**Literatur:**

Biagia Bongiorno, Spolien im 20. Jahrhundert, Das Jüdische Gemeindehaus in Berlin, in: Das Münster 1/2007, S. 52-56.

Kerstin Englert, Kirchen nach 1945, in: Berlin und seine Bauten, Sakralbauten, Berlin 1997, S. 207-272, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche: S. 236ff.

Harold Hammer-Schenk, Synagogen, in: Berlin und seine Bauten, Teil VI, Sakralbauten, Berlin 1997, S. 273-309, Jüdisches Gemeindehaus in Berlin: S. 309f.

Harold Hammer-Schenk, Die Architektur der Synagoge von 1780 bis 1933, in: Hans Peter Schwarz, Die Architektur der Synagoge, 1988, S. 157-286.

Jüdische Gemeinde zu Berlin, Ausstellung, Zehn Jahre Jüdisches Gemeindehaus, Bilder, Plakate, Dokumente, 28. September bis 31. Oktober 1969.

Dieter Knoblauch, Jüdisches Gemeindehaus, Berlin, in: Baumeister 1961, S. 96-100.

Neue Synagoge mit Gemeindezentrum in Essen, in: Baumeister 1961, S. 101-105.

Salomon Korn, Synagogenarchitektur in Deutschland nach 1945, in: Hans Peter Schwarz, Die Architektur der Synagoge, 1988 Frankfurt/M., S. 287-343, Jüdisches Gemeindehaus in Berlin: S. 312f.

H. G. Sellenthin, Geschichte der Juden in Berlin und des Gebäudes Fasanenstraße 79/80 – Festschrift anlässlich der Einweihung des jüdischen Gemeindehauses herausgegeben vom Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Berlin 1959.

Akten des Landesarchivs Berlin (LAB).

Akten des Centrum Judaicum Berlin (CJA).